VON KANTS EINFLUSS AUF DIE DEUTSCHE KULTUR

H. Cohen

Von

Kants Einfluß auf die deutsche Kultur.

Rede

bei der

Marburger Universitäts-Feier

des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs

am 17. März 1883

gehalten von

Dr Hermann Cohen

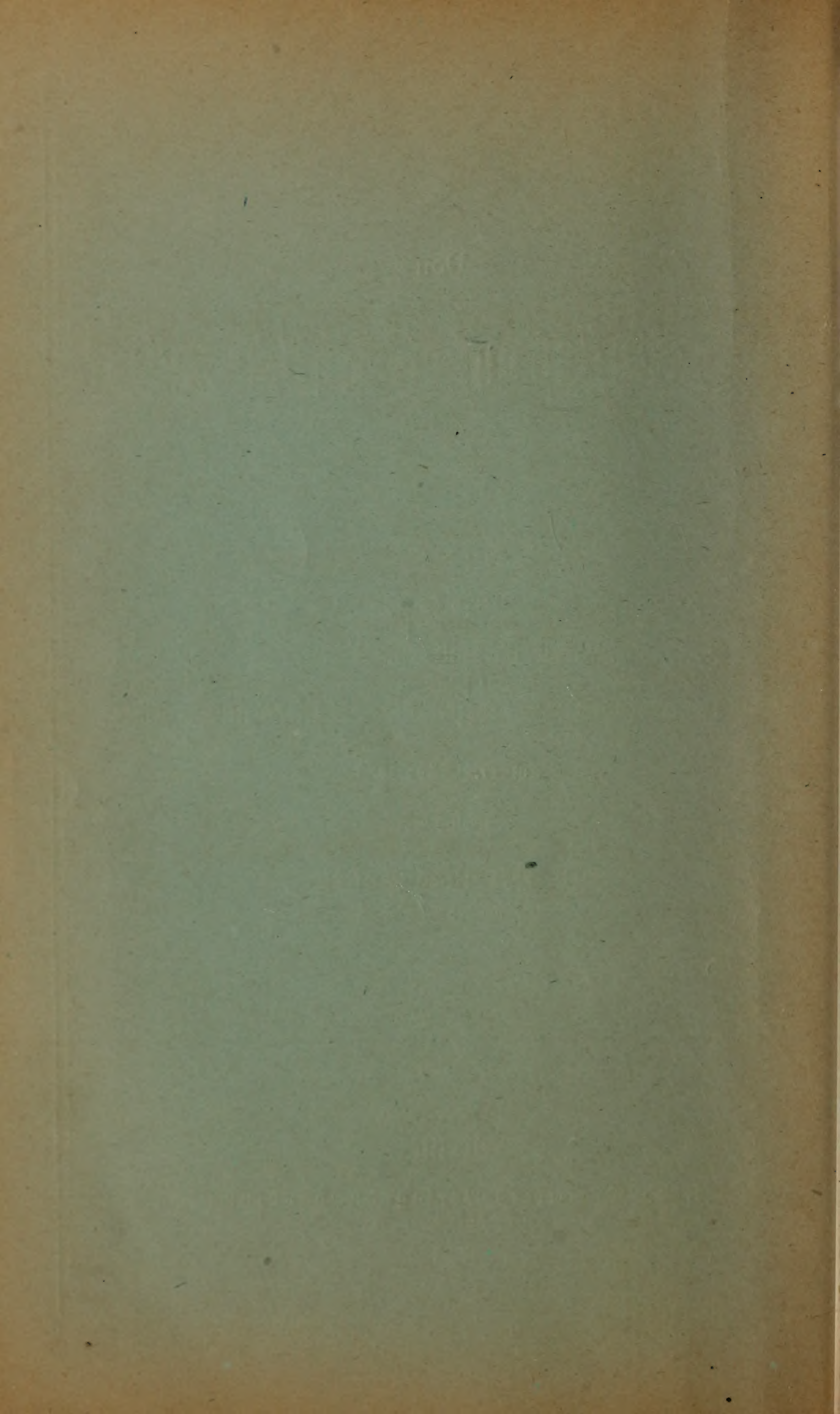
Professor der Philosophie.

Berlin

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Goßmann

1883.



Von

Kants Einfluß auf die deutsche Kultur.

Rede

bei der

Marburger Universitäts-Feier

des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs

am 17. März 1883

gehalten von

Dr Hermann Cohen

Professor der Philosophie.

Berlin

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Goßmann

1883.

Hochansehnliche Festversammlung!

Ein ehemaliger Lehrer unserer Hochschule, der durch die Kraft und die Innigkeit seiner philosophischen Gesinnung über die Grenzen des Vaterlandes hinaus dem deutschen Namen Ehre gemacht hat, Albert Lange hielt am 22. März 1862, damals noch Gymnasiallehrer in Duisburg, die Festrede bei der Schulfeier von Königs Geburtstag. „Wir feiern heute den Geburtstag unseres Königes“, sprach er. „Wir feiern heute diesen Mann; wir freuen uns seiner Person, seines edlen Geschlechtes, seiner Treue gegen das Volk, das er zu lenken berufen ist. Allein, was dem heutigen Feste seine Weihe giebt, das ist nicht die Feier der sterblichen Person . . . es ist vielmehr die Idee staatlicher Einheit selbst, eine hohe, königliche Idee, die durch einen König wie Wilhelm I., den ritterlichen Sproß des Hohenzollernstammes, uns lebendig und würdig vor Augen gestellt wird.“

In solcher geschichtlichen Voraussicht erfaßte dieser heiße Patriot die persönliche Bedeutung des Königs Wilhelm auf dem Throne Preußens. Und wie gewaltig hat sich seit jenen einundzwanzig Jahren die Mission dieses Preußenkönigs erfüllt. Die Traumwünsche der Nation sind unter der gesegneten Regierung dieses Königs Wirklichkeit geworden. Die Idee der staatlichen Einheit, sie ist in der Person dieses Kaisers verkörpert. War daher in den Tagen deutscher politischer Sehnsucht seit dem Programm des November 1858 Hoffnung das Gefühl nationaler Patrioten an König Wilhelms Geburtstage, so ist es heute treueste Dank=

barkeit, die am Kaisertage uns erfüllt. Das ganze deutsche Volk blickt in Liebe und Verehrung nicht allein zu dem mächtigen Throne, den die Nation auf dem Felde der Ehre und des Ruhmes errichtet hat, sondern beglückt zumal darüber, hinauf zu der Person dieses allverehrten, allgeliebten Monarchen, der in Weisheit und Festigkeit, in Geradheit und Opferwilligkeit, in hingebender Arbeit und in unerschütterlicher Treue gegen seinen Rathgeber wie gegen seine Grundsätze die Geschicke des Reiches verwaltet. Das ganze deutsche Volk feiert mit dem preußischen Staate einmüthig des deutschen Kaisers Geburtstag als den Festtag der Nation. Und wenn im Wandel irdischen Lebens die späten Enkel dieses Ersten Preußischen Kaisers des Deutschen Reiches an ihren Tagen die Huldigungen der Nation empfangen werden, so wird doch der Geburtstag unseres Kaisers aus dem Gemüthe des Volkes nicht verschwinden.

Sind wir nun aber mit allen Ständen und Körperschaften des Reiches in diesem persönlichen Gefühle der Verpflichtung vereinigt, so mag es unserer Hochschule geziemen, in eine Betrachtung von der Geschichte des deutschen Geistes die Festesstimmung zu sammeln. An unseres Fürsten Geburtstage mögen wir gern dessen gedenken, was unter dem Walten preußischer Könige deutsche Helden und Denker, deutsche Forscher und Künstler der Nation und der Menschheit geschaffen haben. Und an dem Tage, an welchem vor nunmehr siebzig Jahren der Aufruf an das Volk ergangen war, möge es angemessen erscheinen, an den deutschen Genius und preußischen Lehrer hier zu erinnern, von dessen persönlichem Schüler jener Aufruf entworfen und verfaßt war. Von Kants Einfluß auf die deutsche Kultur sei es mir vergönnt, heute vor Ihnen zu reden — im Jubeljahr der Kant'schen Schrift, welche in ihrem Titel schon ebensosehr den sachlichen Grundgedanken wie das reformatorische Bewußtsein des Autors ausspricht: „der Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können.“

Man kann in der That an diesem Titel über die historische Einwirkung Kants sich orientiren. Nicht das etwa war Kants Absicht, das Ende aller philosophischen Unternehmungen herbeizuführen, oder auch nur in die Formeln seiner Buchsprache den Geist künftigen Denkens zu bannen. Aber die methodische Einleitung, die Prolegomena wollte er zu einer jeden künftigen Metaphysik geschrieben haben. In diesem Anspruch besteht seine geschichtliche Mission. Der Anspruch stützt sich auf die Einschränkung der Metaphysik: „die als Wissenschaft wird auftreten können." In diesem Wort „als Wissenschaft" liegt das Unterscheidende des Kantischen Systems: die Kantische Methode. Nicht der göttliche Wahnsinn soll fortan den Genius der Weisheit beschwingen, nicht die stolze Resignation scio me veram intelligere philosophiam das Wahrheitsgefühl zum letzten Grunde der Gewißheit machen, sondern Wissenschaft soll die Metaphysik werden, in den „stetigen Gang einer Wissenschaft" die Philosophie gebracht werden. Diesen ausnehmend historischen Sinn hat der Kantische Grundgedanke. Aus demselben muß sich daher auch ergeben, in welcher Richtung und Art, es ist nicht bildlich gemeint, wenn ich sage, in Bezug auf welche Geschwindigkeit der historische Einfluß Kants zu verfolgen ist.

Wissenschaft war seit kaum hundertundfünfzig Jahren erst die mathematische Naturwissenschaft geworden: Newton's Philosophiae Naturalis Principia Mathematica waren 1687 erschienen, nachdem 1638 Galilei's Discorsi in die Welt gegangen waren. In diesen beiden Werken vorzugsweise ist das Abstractum der Wissenschaft concret. Die Grundanschauung der modernen Wissenschaft, daß alle Dinge in gesetzmäßigen Bewegungsvorgängen bestehen und als solche erst erforschbar sind, nimmt ihren Ausgang von Galilei; und der damit verbundene Grundgedanke, daß alle Bewegungsvorgänge einem einheitlichen Zusammenhang angehören, in einem Weltsystem ihren Mittelpunkt haben, dieser Gedanke

Newtons ist die historische Voraussetzung Kants: das Weltsystem ist die Disposition des Vernunftsystems.

Kant verhält sich zu jenen Erzeugern der Wissenschaft, wie Philosophie überhaupt zur Wissenschaft sich verhält; ähnlich wie die Poesie zum Mythos. Der Mythos schafft naiv seine Bilder, als die Mittel seiner Auffassung der Dinge. Die Poesie macht aus den Bilderdingen Sinnbilder und Gleichnisse. Der Dichter reflektirt mit dem Material der Mythen. So auch schafft die Wissenschaft naiv mit der Naturkraft des Geistes, „in ihrem dunkeln Drange des rechten Weges sich bewußt." Nicht sowohl den rechten Weg soll die Philosophie die Wissenschaft führen wollen, als vielmehr den dunkeln Drang selbst zu einem rechten Wege erhellen. Der dunkle Drang ist selbst ein Problem, selbst ein Naturvorgang, dessen Gesetzlichkeit keine Psychologie, und wäre sie naturwissenschaftlich vollendet, zu begründen vermag. Wie die Menschheit überhaupt, so fängt jedes Kind mit dem Mythos an: die Freiheit des Gemüthes aber erwirbt die Kultur in der Dichtung, in der Kunst. So auch gelangt die menschliche Vernunft, die Wissenschaft, zu ihrem freien Selbstbewußtsein, zu der Sicherheit ihres naturwüchsigen Thuns, zu der Klarheit über ihre Ziele, zur Erkenntniß ihrer Grenzen — in der Philosophie. Der Philosophie ist die Wissenschaft gleichsam, was die Natur der Kunst ist.

Indessen die Philosophie soll selbst Wissenschaft werden. Das kann sie nur, sofern sie jenes Gleichniß wahr macht. Nicht die Natur als solche darf ihr Object sein, sondern die Naturwissenschaft. Die Natur selbst ist der Vorwurf derer, die als ihren Systematiker Newton erkennen. Wie aber Naturwissenschaft als solche möglich sei, welche Bedingungen des Erkennens sie voraussetze, auf welchen Grundsätzen sie beruhe, das sind die Fragen, deren Beantwortung nach Kant die Philosophie zur Wissenschaft macht. Die Wissenschaft als solche in ihrer Wirklichkeit anerkennen und die Bedingungen ihrer Möglichkeit erforschen, das macht die

Philosophie zur Wissenschaft. Das ist der Sinn des Titels „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können.“ In diesem Sinne haben von Anfang an in aller Stille viele Forscher die Werke Kants als das unerschütterliche Fundament aller künftigen Philosophie verehrt, sofern diese von dem Factum der Wissenschaft ihren einzig fruchtbaren Ausgang nimmt und dasselbe zu erklären zu ihrer wissenschaftlichen Sonderaufgabe macht.

Das hat Schiller in der bekannten Stelle seiner Briefe an Goethe von der Kantischen Philosophie klar ausgesprochen: „Es erschreckt mich gar nicht, zu denken, daß das Gesetz der Veränderung, vor welchem kein menschliches und kein göttliches Werk Gnade findet, auch die Form dieser Philosophie, sowie jede andere, zerstören wird; aber die Fundamente derselben werden dies Schicksal nicht zu fürchten haben, denn so alt das Menschengeschlecht ist und so lange es eine Vernunft giebt, hat man sie stillschweigend anerkannt und im Ganzen darnach gehandelt“ [1]). Und in bündigerer Weise noch hat der Göttinger Physiker Lichtenberg diesen Grundzug der Kantischen Philosophie bezeichnet: „Ich glaube, daß man durch ein aus der Physik gewähltes Paradigma auf Kantische Philosophie hätte kommen können“ [2]).

In der That ist die Kantische Philosophie in ihrem theoretischen Theile zunächst nichts anderes als die Legitimation jener physikalischen Exempel, der Nachweis ihres Erkenntnißwerthes im Zusammenhang der auf Mathematik beruhenden Naturwissenschaft. Ein solcher Nachweis ist die That des philosophischen Genius. Darin allein hat sich überall der philosophische Genius bewiesen, in Platon und Descartes, in Leibniz und Kant, daß er die Frage gestellt hat: Was ist Wissenschaft? Der philosophische Vorzug Kants vor seinen Vorgängern läßt sich demgemäß dahin bestimmen: daß während Descartes und Leibniz zugleich an der Erzeugung der Wissen-

schaft mitarbeiteten, seine Kraft gesammelt blieb auf jene einzige philosophische Frage. Denn seit Newton war die Wissenschaft eine gegliederte Wirklichkeit geworden.

Von diesem Thatbestande aus muß man nun auch Kants Einfluß auf die mathematische Naturwissenschaft verfolgen, aus dem historischen Gesichtspunkt: daß Kant selbst Newtonianer war. Das waren und sind die Forscher auf jenem Gebiete allesammt; wie sehr sie in neuen Methoden und an neuen Thatsachen ihre Erfindungskraft beweisen, so bauen sie doch auf den Grundlagen, welche theils naiv, theils mit unzulänglicher philosophischer Reflexion Galilei, Kepler und Newton gelegt haben. Kant aber, als kritischer Philosoph, prüfte jene Grundlagen, erkannte in ihnen die allgemeinen Grundzüge des erkennenden Bewußtseins und beglaubigte sie demgemäß als die gesicherten Voraussetzungen der Wissenschaft.

Daher sind alle Newtonianer Kantianer. Und man darf behaupten, daß überall da Schwierigkeiten in den exacten Wissenschaften entstehen, wo die Forscher von den durch Kant beglaubigten Principien derselben abweichen. Von diesen Schwierigkeiten haben die letzten Jahre manches belehrende Beispiel gebracht.

Es ist charakteristisch, daß in dem berühmten Raumproblema Gauß auf einen Gedanken zurückgreift, welchen Kant in seiner vorkritischen Periode hingeworfen hatte. Wenn man ferner Riemann's naturphilosophischen Nachlaß liest, wird man es beklagen müssen, daß dieser Denker dem Einflusse Kants so lose und so indirekt sich geöffnet hat. In dem Gedanken aber, die Hypothesen der Wissenschaft ausfindig zu machen, müssen wir Geist von Kants Geiste erkennen. Und wie in dieser analysirenden Methode der Grundlagen, so ist auch die constructive Systematik aus dem Princip der Erhaltung der Kraft Newton-Kantische Schule — obzwar sich Spiritualisten wie Materialisten an derselben betheiligen. Aber so wenig wie Secchi eine päpstliche Sternkunde einrichten konnte oder wollte, so wenig können Jene die Geister

in das Aequivalent der Wärme einrechnen, oder Lichtmessungen denselben anvertrauen.

An solchen Zeit- und Zeitungsfragen bemerkt auf einmal die allgemeine Kultur das intime Verhältniß, welches zwischen Philosophie und mathematischer Naturwissenschaft besteht, und wie höchst wünschenswerth es sei, daß die letztere dasselbe hüte und pflege. Und so mögen wir vielleicht angesichts solcher Symptome einer Philosophie auf eigene Hand dem Gedanken Raum geben: daß Kants Einfluß nicht abgelaufen, und daß er nicht blos in dem Sinne historisch sein möchte, wie Platon und Descartes, Spinoza und Leibniz es unbestritten sind; sondern, wie Kant von diesen seinen Vorgängern in dem historischen Momente sich unterscheidet, daß er Newtonianer sein, auf das Factum einer Wissenschaft sich stützen konnte, so möchte sein Einfluß in der Richtung dauernd bleiben: daß wir fortan aus seinen Dispositionen die Grundlagen und Erkenntnißbedingungen der Wissenschaft ermitteln lernen.

Kant hat an dem, was seit kaum hundertundfünfzig Jahren als mathematische Naturwissenschaft sich aufgethan hatte, den neuen Begriff wissenschaftlicher Wahrheit entdeckt. In der Bewährung dieses Begriffs sind alle mathematischen Naturforscher Kantianer, wie die Ausbildung desselben den kritischen Philosophen ausmacht. An den methodischen, principiellen, systematischen Problemen des Naturerkennens scheidet sich der kritische Idealismus von allem Dogmatismus, sowohl in der wissenschaftlichen Specialforschung wie in der philosophischen Systematik. Wir zweifeln nicht, daß eine kommende Generation, die der Kämpfe um diese Fragen enthoben sein wird, die wahrhafte, tiefe und durchgreifende Einwirkung sich klar legen wird, die heute nur derjenige zu überschauen vermöchte, welcher eine Geschichte der mathematischen Naturwissenschaft in seinem Kopfe trägt; eine solche aber gehört einstweilen in den Katalog der Desiderate.

Die mathematische Naturwissenschaft trägt in der Sprache Kants a potiori den Namen Erfahrung. Neben ihr aber, und immer enger an sie angeschlossen, baut sich derjenige Theil der Erfahrung an, den wir beschreibende Naturwissenschaft zu nennen pflegen. Diesem Bereiche gehört der Mensch selbst an, daher denn auch mit den anthropologischen Fragen die Controversen auf jenem Gebiete sich verschlingen. In der organischen Forschung insbesondere ist der methodische Gedanke Kants noch immer nur das Schiboleth der Parteien. Während Johannes Müller auf den Kantischen Begriff des Organismus sich beruft, glauben andererseits Viele, daß Darwin in dem besten logischen Motiv seines Descendenz-Gedankens etwas Neues gelehrt habe, was der Kantischen Idee der formalen Zweckmäßigkeit sei es widerstreite, sei es dieselbe überhole.

Diesen Meinungen gegenüber kann man aus der Ersten denkwürdigen Unterredung, die Goethe mit Schiller geführt, dauernde Belehrung schöpfen. Von einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft zufällig Beide zugleich herausgehend, kamen sie in ein Gespräch, in dessen Verlauf Goethe dem Antipoden seine Metamorphose der Pflanze vortrug. „Als ich aber geendet, berichtet Goethe in den Tag- und Jahresheften, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen ... ich nahm mich aber zusammen und versetzte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ Und nun entgegnete Schiller „als ein gebildeter Kantianer.“ ... Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne.“ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan“ [3]).

Dieser Gedanke, daß ein „Vermittelndes, Bezügliches obwalten" müsse, enthält die Bedingung, unter der die streitenden Schulen sich versöhnen werden. Dieser Goethe'sche Ausspruch erklärt am besten die durch die Ideen des Leibnizischen Zeitalters von der Entstehung der Organismen reichlich vorbereitete Kantische Anticipation.

Es ist in jüngster Zeit mit großem Nachdruck gesagt worden, daß Goethe den Begriff der mechanischen Causalität nicht gehabt habe. Wenn jedoch daraus gefolgert wird, daß Goethe überhaupt nicht Naturforscher gewesen sei, so darf nur an den schlichten Sinn jenes Begriffs erinnert werden, um jedes Aergerniß in dieser Sache zu beseitigen. Die mechanische Causalität ist, von allen Unklarheiten ex machina befreit, diejenige Gesetzmäßigkeit, welche in letzter Instanz auf den Principien der Mechanik beruht; das will sagen, auf solchen Voraussetzungen, welche sich ausschließlich auf die materiellen Bewegungsvorgänge als solche beziehen, mit ausdrücklichem Absehen von denjenigen Eigenthümlichkeiten, welche das Organische von dem Physikalisch-Materiellen unterscheiden.

Der Anatom ist nun zwar von der Einsicht durchdrungen, daß er mit der positiven Hülfe des Princips der virtuellen Geschwindigkeiten die genaue Beschreibung von dem Bau eines Naturkörpers nimmermehr zu leisten vermöchte. Aber er stellt darum die Arbeit nicht ein, und sagt nicht: die Morphologie sei für die Mechanik zu concret; sondern er sagt: die Mechanik ist für die Morphologie zu abstract. Wo also die mechanischen Principien nach ihrem eigenen strengen Begriffe sich versagen, da wäre es unwissenschaftliche Licenz, die Grenzen ihrer Anwendbarkeit zu verrücken. Und doch verleugnen wir damit keineswegs ihre letzte Competenz; nur gilt es einzusehen, daß sie nicht überallhin als positive und zureichende Grundsätze uns regieren können. Das können sie nur innerhalb der Abstractionen materieller Bewegungsarten. Wo sie jedoch als Grund-

sätze uns nicht beherrschen wollen, da sollen sie, und nur sie selbst, als Ideen uns leiten, unsere Forschung befruchten und zu der endlichen Mündung alles Naturerkennens, die sie darstellen, als dem Ideale hinleiten. Schiller hat daher Recht, die Metamorphose der Pflanze eine Idee zu nennen, im Unterschiede von Kategorie und Grundsatz. Aber Goethe hat nicht minder treffend den nothwendigen Zusammenhang betont, der zwischen Ideen, die er zu sehen glaubte, und der Erfahrung in dem Begriffe der Natur obwalten müsse.

„Das hat sie nicht zusammen gebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt;
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann."[4])

Es ist wahrlich kein geringfügiges Symptom des Kantischen Einflusses in der Grundfrage der organischen Naturforschung, daß der Entdecker der Pflanzenzelle Mathias Schleiden sich als den Schüler desjenigen Mannes bekennt, den wir in der Auffassung des Begriffs der Wissenschaft als den Nachfolger Kants bezeichnen dürfen, Jacob Friedrich Fries.

Allgemeiner bekannt ist die Einwirkung, welche die Physiologie in Ernst Heinrich Weber und ganz besonders in Johannes Müller von Kant erfahren hat. Und mit Dankbarkeit wird sicherlich immerdar der universale Geist verehrt werden, welcher von den Verirrungen der romantischen Philosophie sich abgelöst und kraft seines Wahrheitseifers zur echten Speculation der wissenschaftlichen Erfahrung sich hindurchgerungen hat.

Aber wie seine Schüler in der Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane zu dem Geiste Kants bestimmter noch sich bekehrt haben möchten, so müssen wir sorgen, daß aus dieser Vorhalle erkenntnißtheoretischer Kämpfe ebenso die letzten Erinnerungen eines abenteuerlichen Apriorismus verscheucht werden, wie nicht minder, daß der Empirismus in seine Schranken verwiesen werde. Als eine Maxime der Forschung ist der Empirismus ein frucht-

bares Prinzip, dessen Widerpart schlechthin die ignava ratio ist; als ein systematisch philosophischer Standpunkt dagegen hat er heute weniger noch eine historische Berechtigung, als in den Tagen Ernst Platner's.

Es mahnt die Zeit, daß wir der Betrachtung derjenigen Einwirkungen uns zuwenden, welche Kant, seinem Primat der praktischen Vernunft zufolge, am angelegentlichsten erstrebt haben mochte.

Im ganzen weiten Gebiete der sogenannten Geisteswissenschaften dürfte es zunächst der Stil sein, durch welchen Kant auf uns gewirkt hat, mächtiger als Klopstock und Lessing, und breiter jedenfalls eingreifend als Winckelmann. Ich behaupte kühnlich, daß weder Schiller, noch Plato selbst, den Ausdruck am Gedanken gemessen, schöner als Kant geschrieben haben. Alle Form muß die Form ihres Stoffes sein. Und nun prüfe man, ob Plato in den gewaltigsten Zügen des Sophistes oder des Theätet packender und schärfer zugleich die Kraft der Wissenschaft dargestellt habe, als in den dornigsten Partien der Hauptwerke wie in seinen vielen anmuthigen Aufsätzen Kant dies gelungen scheint Ich könnte nicht zugestehen, daß Plato ergreifender die Macht der Tugend geschildert habe, als der, welcher den Satz geschrieben: „Pflicht, du erhabener großer Name." Auch im Phaedrus und Symposion ist die mythenfreie logische Darstellung der ästhetischen Grundgedanken keineswegs feiner und treffender in Entwicklung und Ausdruck, als der Gesetzgeber der ästhetischen Urtheilskraft seine Normen anzupreisen vermochte. Und warum will man nicht sehen, mit welcher künstlerischen Ironie die „Vornehmen" und die Sophisten seiner Tage von Kant gezeichnet sind?

Niemand von den Neueren hat, außer Kant, vor der Omnipraesenz aller Standpunkte und Parteien eine solche Sache geführt, so daß in einem „Zwar" des Vordersatzes der Spiritualist festgehalten, und in einem „Aber" des Nachsatzes der Empiriker

angezogen wird, während in den Zwischensätzen und dem adverbiellen Ornament alle jene vielnamigen Zwischenglieder vertheilt werden, die die Kluft der Weltansichten zu überbrücken sich bemühen. Wer Kants Sätze langathmig findet, der prüfe sich selbst nur erst, mit welchem Phlegma er die Entscheidung der großen Fragen abzuwarten Geduld behält, und mit welchem eklektischen Wohlgefühl er jederzeit seine Sätzlein ins Trockene zu bringen beflissen ist. Kants Sätze sind an überaus zahlreichen Stellen auffallend kurz: da nämlich wo der Leser und der Lehrer bei einem gewonnenen Satze verweilen sollen. In der That dürften in dieser mächtigen Schriftenreihe nicht sehr viele Perioden bezeichnet werden können, die schwerfälliger und gedehnter wären, als es schließlich einem michelangelesquen Stile menschenmöglich wird, seine Plane zu gestalten.

Und bei allem Ringen welche classische Ruhe. Versteht man doch unter der Classicität im Stil die Ruhe in der Bewegung der Gedanken. Die Gefaßtheit, die Sammlung und Ueberschau der Ideen, währenddem sie aufmarschiren, und das Ahnenlassen leisester Motive, verwandter wie gegnerischer, die nicht hier zum Durchbruch, wohl aber zum Durchscheinen kommen sollen — das ist überall und zumal an den Hauptstellen der Charakter der Kantischen Darstellung. Wo indessen der Bau so groß und weit ist — „Kant unternahm, sagt W. Humboldt, und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt"[5]) — wo der Bauplan so gewaltig ist, da kann nicht Eleganz den Bauherrn spielen. Majestät ist der Ausdruck, mit dem ein Niebuhr Kants Stil bezeichnet.[6]) „Wenn ich einige Seiten in Kants Schriften lese, ist es mir, als wenn ich in ein hell erleuchtetes Zimmer träte", sagt Goethe.

Darin besteht die nächste und unmittelbarste Einwirkung Kants. Die Nation hat mit ihm in den Dingen, die die Anliegenheit Aller bilden, einen großen Schriftsteller empfangen.

Das war selbst Leibniz nicht; wie denn überhaupt die großen Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts nicht als Schriftsteller im großen Stile gelten können. Descartes hat sehr schön geschrieben; aber wie überaus wenig in eigentlicher Darstellung. Auch Leibniz zeigt hinlänglich, daß ihm gegeben war, wie ein Genie zu schreiben. Aber in seiner universalen Arbeit hat er die erstaunliche Contingenz seiner Gedanken nirgend zu einem einheitlichen Werke seiner Muse gefaßt. Und obschon in ihm selbst die Urkraft des deutschen Wortes braust, so sind doch seine Hauptwerke entweder in dem kosmopolitischen Idiom des Latein, oder in dem französischen Correspondenzstil gedacht, der vollends in seinen Tagen zur Diplomatensprache sich aufschwang. Zersplittert, wie das Reich, ist seines größten Mannes Schreibart. Und so mußte es seinen tüchtigen Anhängern versagt bleiben, den Sprachgenius ihres Volkes zu erwecken. Die Besten lauschen der Fremde. Moses Mendelssohn, im Gefühl des Deutschthums, auch der Vaterlandsliebe, so wunderlich es klingen mag, von keinem Geringern wie Danzel[7]) als ein stilistisches Vorbild bezeichnet, schreibt doch auch nur in der Manier der Franzosen und Engländer. Und Kant selbst befleißigt sich die Jahre seines Mannesalters hindurch der französisch-englischen Eleganz, des gefälligen Witzes, der behaglichen Breite und der epigrammatischen Pointe. Erst da er seines Lebens Summe zu ziehen sich anschickt, in seinem sieben und fünfzigsten Lebensjahre, da nimmt auch sein Stil das Gepräge des Genius und den Grundzug deutscher Art an: die terminologisch pünktliche und systematisch überschauende Gravität.

Wenn Leibniz mit aller seiner Sehnsucht nach Einheit und Einigkeit auch in seinem Stile die Spaltung des deutschen Wesens in Staat und Kirche darstellt, so preist Kant den Staat und das Zeitalter Friedrichs. Das Zeitalter Friedrichs nennt Kant ebenso häufig das Zeitalter der Aufklärung. Und das soll nicht heißen, daß ein Wöllner ihm früher als zehn Jahre vor seinem Tode das Handwerk gelegt haben würde. Kant versteht unter

der Aufklärung die erweiterte Denkungsart. Diese aber dürfte sich hauptsächlich in zwei Interessen bezeugen.

Erstlich muß innerhalb der Weltbegebenheiten das Treiben der Menschenwelt als eine ganz besondere Angelegenheit ausgezeichnet, mit Beschaulichkeit studirt werden. Daraus entsteht das Weltgericht der Geschichtsforschung. Das Studium der Geschichte wurzelt schlechthin in dem Glauben, daß der Mensch nicht lediglich ein Primate, oder günstigsten Falls ein Zweihänder sei.

Aber unter der moralischen Determination könnte die Prosa des Historikers in engem Puritanismus befangen bleiben. So ist es verständlich, daß die Einfalt des historischen Urtheils durch die Weite des ästhetischen Blicks vor Einseitigkeit geschützt wird. Das ästhetische Interesse ist das zweite Symptom erweiterter Denkungsart, das mit dem ersten sich verbindet.

In dem Spiel der Künste und Kunstgebilde bietet sich nämlich dem Historiker ein Analogon zu der Mannigfaltigkeit naturgeschichtlicher Erscheinungen und Gesetze. Die Mannigfaltigkeit der Kulturversuche, welche die Völker zur Einrichtung ihrer Staaten, zur Verfassung ihrer religiösen und sittlichen Ideen im Wechsel der Zeitalter offenbaren, sie stellen sich unter dem Bilde ästhetischer Freiheit gleichwie naturgeschichtliche Varietäten dar; und bleiben doch nichts destoweniger sub specie aeterni, in dem Reiche des Ewigen, Menschlichen, Sittlichen.

Der mächtige Impuls, den Kant den historischen Studien vielfach gegeben hat, beruht also darauf, daß er uns eine Ethik und eine Aesthetik geschaffen hat; und zwar beide verbunden; nicht allein eine Ethik, sondern mit ihr eine Aesthetik, und nicht früher eine Aesthetik, als bis vorher eine Ethik befestigt war.

In der Verbindung beider über das Gebiet der Erfahrung hinausliegender Interessen, an einem ästhetischen Gesetze neben dem Sittengesetz, in dieser Verbindung besteht der deutsche Idealismus.

Außerhalb Deutschlands wurde die Ethik, soweit sie nicht als triebartig respectirt wurde, in ästhetischen Enthusiasmus verflüchtigt oder an die Kette der Theologie geschmiedet. Das ist deutscher Idealismus in einer von nationaler Ueberhebung nachweisbar freien Bestimmtheit: Zunächst Selbständigkeit der Ethik, und zwar einer solchen, welche mit aller Energie des Vernunftglaubens, — um dieses schöne Wort nicht zu vermeiden — der Vernunft huldigt, des Reich der Ideen bekennt. Zugleich aber, unabhängig von ihr, und doch innerlichst mit ihr verbunden, ward der Begriff der Natur in der Kunst zur schönen Natur erweitert. Auch im Aesthetischen wird, wie Kants Ausdruck lautet, „hinausgesehen" auf ein Intelligibles, welches ähnlich und doch nicht gleich dem Sittlichen die naturwissenschaftliche Erfahrung begrenzt, nicht einschränkt, sondern erweitert.

Auch diese Erweiterung hat der deutsche Genius bereits in Leibniz angestrebt und seinen Nachfolgern in Pflege gegeben, für die wir nicht nur den großen Kunstforschern unter ihnen, sondern auch den Popularphilosophen nicht dankbar genug sein können. Aber zu einem ewigen Besitze wurde die ästhetische Instanz erst durch die Kantische Grundlegung. Und wenn an der persönlichen Mission des „Alten vom Königsberge" etwas räthselhaft erscheinen mag, so dürfte es dies sein: daß der Mann, der noch Wieland neben Homer nennt, diese tiefsten Blicke in ein Gebiet zu thun vermochte, das ihm nicht vertraut war, wie das der Naturwissenschaften. Das ist die Logik der Methode. Das ist die Urkraft des deutschen Idealismus.

Diese in selbständigen ethischen und ästhetischen Principien vereinigte Wirkung des Kantischen Idealismus hat sich auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften, wie nicht minder in den heißen Kämpfen des politischen Lebens bethätigt. Die Zeit gebricht, von dem Einfluß auf die Dichtung heute zu reden, die zur Classicität bei uns gediehen ist unter dem Ringen mit den Kantischen

Problemen, zu ihrer sittlichen Rechtfertigung, wie zur Klärung ihrer eigenthümlichen Principien. Nicht nur bei Schiller ist bekanntlich durch die philosophische Reflexion die schöpferische Freiheit beflügelt worden, sondern auch bei Goethe, der überhaupt von Kant weit mehr gelesen, gewürdigt und angeeignet hat, als gemeinhin angenommen wird. Auch der edle Dichter des Prinz von Homburg hat dem Studium Kants obgelegen; — es mag hier unerwogen bleiben, wie weit dieser unser größter Dramatiker nach Schiller auch für die Analyse der Motive durch den Geist der Kritik gefördert wurde. Und Chamisso ist vielleicht nicht minder als Naturforscher wie als Dichter angezogen worden.

Auch von der breiten Einwirkung Kants auf die deutsche Theologie genüge der Satz Albrecht Ritschl's als gültiges Zeugniß: „Deshalb hat die Fortbildung der Erkenntnißmethode der Ethik durch Kant zugleich die Bedeutung einer praktischen Wiederherstellung des Protestantismus." [8])

Wer möchte aber den Aufschwung, den die classische Alterthumswissenschaft genommen hat, außer Zusammenhang mit dem ästhetischen Idealismus setzen. War nun für die Fragen nach dem Wesen und Ursprung der Sprache der theoretische Idealismus leitend, für die Erklärung und Kritik der Classiker das erweckte Schönheitsgefühl begeisternd, so wirkte für die Reconstruction der Geschichte, abgesehen von der Methode der Kritik, der ethische Idealismus als regulative Idee, der Glaube an die Logik der Vorsehung.

Und in allen diesen Richtungen der philologisch-historischen Forschung sind die anerkannt Ersten geschulte Kantianer. In der Begründung der Sprache W. v. Humboldt; in der philologischen Kritik Gotfried Hermann; in der Geschichte Niebuhr.

Der „Staatsmann von Perikleischer Hoheit" wie Böckh Humboldt genannt hat, ist von seiner Jugend bis in sein Alter Anhänger Kants gewesen, und zwar in allen seinen Arbeiten. „Von seiner politischen Erstlingsschrift an, sagt sein

Biograph, bis zu der Schrift über Hermann und Dorothea, in seinen Briefen an Schiller, wie in seinen Gedichten, und in einem Theil sogar seiner amtlichen Aufsätze" sei die Anlehnung an Kants Principien unverkennbar. „Vornehmlich spricht uns den Buchstabe und der Geist Kants auch aus seinen linguistischen Arbeiten an." [9]) Humboldt hat die Verbindung von Poesie und Philosophie als den Charakter der Deutschheit bezeichnet. So hat er selbst mit dem Schwunge seines ästhetischen Gemüthes die sittlichen Motive des Idealismus vor romantischem Aestheticismus bewahrt und als Staatsmann hat er in den schwersten Zeiten den Kulturberuf Preußens „durch wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung" neu gegründet.

Auch Gotfried Hermann ist von der Aesthetik zu Kant geführt worden Mit Longin beschäftigt, hört er, daß Kant über das Erhabene geschrieben habe, und bemerkt alsbald, daß er, um die Kritik der Urtheilskraft verstehen zu können, die der reinen und die der praktischen Vernunft bewältigt haben müsse. Nachdem er aber den Gehalt des Lehrgebäudes zu seinem Eigenthum erworben hatte, da begann er — nicht etwa selbst systematisch zu philosophiren, sondern jenen für dasjenge Gebiet fruchtbar zu machen, zu dem ihn sein Genius hintrieb.

Hermann hat, sagt Otto Jahn von ihm: „indem er die künstlerische Auffassung der Sprache, der Rhythmen, und dadurch der antiken Poesie, wie Winckelmann die der bildenden Kunst, erschloß, mittelbar wesentlich zu dem großen Bau unserer Literatur mitgewirkt, und es ist ein glücklicher Gedanke, der ihm zwischen Lessing und Kant einen Platz anwies."[10]) Und dieser große Forscher hat „mit unsäglichem Eifer" Kants Werke studirt, ist, um die Wirkung des lebendigen Wortes zu erfahren, nach Jena zu Reinhold gezogen, von dessen mehr popularisirendem Vortrage aber enttäuscht, von Neuem an das selbständige Studium gegangen, und so „kehrte er als ein ausgebildeter, wenngleich freier Anhänger der Kantischen Philosophie zurück, welche er An-

fangs in Vorlesungen über Kants Kritik der Urtheilskraft (1795) und Logik (1798) vortrug.“ [11])

Und wie bei Humboldt, so blieb auch bei Hermann die Ueberzeugung von der methodischen Wahrheit der Kantischen Philosophie der Glaube seines Lebens. Daher hielt er „sich bei feierlichen Anlässen nicht zurück, Kant zu preisen als den „Mann göttlichen Geistes“, der „wohlvorbereitet durch die übrigen Wissenschaften hinabzusteigen wagte in das Dunkel des Gemüthes.“ Und mit welchem Eifer predigt er bei solchem Anlaß gegen die „modernen Sophisten“, die „den Pelion auf den Ossa thürmen.“ „Ihr sehet, ruft er, bis wieweit Einige aus dieser neuesten Philosophenheerde vorgegangen sind: die weil sie die mathematischen, physikalischen, naturgeschichtlichen Wissenschaften vernachlässigt hatten, die Natur der Dinge ihren Meinungen anpaßten, und die Welt, die von ewiger Zeit unveränderlich dasteht, die haben sie, mirabile dictu, von Neuem geschaffen, nach anderer Ordnung, nach anderen Gesetzen. Mit Recht belachen dies die fleißigen Forscher der Natur.“ [12]) Und auch als Charakter, als deutscher Patriot, wie als Lehrer und Freund seiner Schüler hat er seinem Meister Ehre gemacht. „Auch auf seine sittliche Ausbildung, sagt Otto Jahn, dürfen wir unbedenklich der Kantischen Philosophie eine bedeutende Wirkung zugestehen.“ [13])

Größer und tiefer noch an Kraft und Gestaltung, und hoch und rein in sittlicher Gesinnung steht Barthold Georg Niebuhr da, der Schöpfer der kritischen Geschichtswissenschaft, den wir als Schüler Kants bezeichnen dürfen. Auch Niebuhr ist von Reinhold, der inzwischen nach Kiel gegangen war, in die Kantische Philosophie eingeführt worden. Aber auch er wird durch diese Vorlesungen zum selbständigen Studium Kants und durch dasselbe zu seinen eigenen Arbeiten angeregt. „Ich bilde mir nicht ein, schreibt der mit achtzehn Jahren bereits bekannte Gelehrte an seine Eltern, daß ich je eigentlicher kritischer Philosoph werde. Nein, das darf ich nicht hoffen, weil

ich nicht ein ganzes Leben darauf verwenden darf." [14]) Aber er wolle wenigstens „in den Sinn der kritischen Philosophie einzubringen streben." „Indessen ist die Kritik der Vernunft, schreibt er vier Wochen später, [15]) verhältnißmäßig nicht so überschwer, und einige Capitel sind mir recht sehr verständlich, ungemein eindringend und wenn man ihn nur einmal versteht, sehr bestimmt vorgekommen . . . Ich hänge den Kantischen Grundsätzen von ganzem Herzen an." Er bezeichnet die entscheidende Eigenthümlichkeit als „einen großen Vorzug der kritischen Philosophie, die Anfangs am schwersten ist, und wenn man nur diesen Anfang recht gefaßt hat, hernach immer leichter wird." Im Winter möchte er „zur Uebung eine Vorlesung über die Principien der kritischen Philosophie für Freunde halten . . . Aber mein Beruf ist zur Geschichte und der will ich vielleicht meine einst erworbenen philosophischen Kenntnisse dienstbar machen." „Ich will die Grundsätze der Philosophie zur Bearbeitung der Geschichte anwenden." [16]) Er studirt „Philosophie und die von ihr abhängende Physik und Naturkunde, verbunden mit Mathematik und Astronomie" und nicht minder Chemie. „Und doch wird Geschichte mir immer lieber, so sehr, daß eifrige Geschichtslektüre meinem Eifer in der Philosophie schadet, dahingegen keine Philosophie der Neigung zur Geschichte schaden kann."

So empfindet und taxirt er richtig an sich selbst den Einfluß echter Philosophie auf die wissenschaftliche Forschung aller Art. „Eine systematische Philosophie als die Grundlage aller sichern Ueberzeugungen, und alles scharfen Denkens; mehr aber noch überhaupt Methode im Denken, Schreiben und Arbeiten . . . sind unnachläßliche Bedingungen für jeden, der öffentlich auftritt" so schreibt er drei Jahre später. [17]) Und als er im Jahre 1798 nach England und Schottland ging, da berichtet er: „Kants Name ist hier schon sehr bekannt. . . Aber die Vorstellungen von seiner Philosophie sind curios verworren, und ich müßte mich sehr täuschen oder — sie wird sich hier nie

festsetzen"[18]) Hier erkennt er, daß seines Freundes Jacobi Lob für den philosophischen Sinn der englischen Nation „ganz unpassend und in Unkunde gegründet" sei. „Meine Liebe für Jacobi ist dieselbe, aber meine Verehrung nicht mehr so unbeschränkt, und ich fürchte daß ihn zum Muster, statt zum Gegenstand einer lebhaften Bewunderung und Liebe zu nehmen, gefährlich ist." So ahnt er den nationalen Geist in Kant, der den deutschen Idealismus vom englisch-französischen unterscheidet, und erkennt die Gefahr, die Jacobi's Mißverständniß über den Fortgang der deutschen Philosophie gebracht hat. Auch läßt er in einem unmittelbar folgenden Briefe den Zusammenhang erkennen, der zwischen Kant und dem nationalen Schriftsteller besteht. „Die Engländer scheinen in der That gegenwärtig keinen einzigen großen Schriftsteller zu haben, einen solchen, auf dessen Worte man mit Begierde harren und mit Liebe und Lebhaftigkeit bei ihnen verweilen könnte. . . . Philosophie liegt gänzlich darnieder."

Und bei dieser Ueberzeugung von der Wahrheit der Kantischen Grundlagen ist er bis in die Tage seiner weichsten Gefühle verblieben. „Die Ahnungen und Aussichten haben ihre Wahrheit und tiefere Bedeutung doch nur durch und in der festen eindringenden Beschauung der Grenzen der Wissenschaft: abgesondert von ihr werden sie Träume und Luftbilder"[19]). Und welche Sittlichkeit entsprang aus diesem Kriticismus!

Gemeinsam waren diesen Kantianern zwei Züge, ein theoretischer und ein ethischer. Alle drei schätzen die Mathematik als unersetzliches Bildungsmittel zur Wissenschaft. Von Hermann und Niebuhr wissen wir, daß sie Mathematik bis in ihr Alter selbst gepflegt haben. Und wie Humboldt sie geschätzt, hat er als Minister in einer Instruction gezeigt. Diese Thatsache aus der modernen Bildungsgeschichte ist um so belehrender, als sie von der andern Seite ergänzt wird: sowohl Gauß, wie Jacobi, wie Johannes Müller haben längere Zeit geschwankt, ob sie classische

Philologie studiren, beziehungsweise ob sie bei derselben verbleiben sollen.

Bezüglich der ethischen Gemeinsamkeit ist von diesen drei Kantianern zu sagen: daß sie als große und reine Idealisten gelebt und gewirkt haben. Wer möchte je Niebuhr's „Lebensnachrichten" gelesen haben, ohne gerührt worden zu sein von der Zartheit der Gefühle, die diesen Heros bewegt haben, ohne ergriffen worden zu sein von der strengen Durchbildung, von der herben Hoheit seines Charakters, den Th. v. Schön als „engelrein" bezeichnet hat.

So hat Kant auf die Größten in derjenigen Wissenschaft eingewirkt, auf die seine eigenen Arbeiten am wenigsten sich erstreckt hatten. Von der Alterthumswissenschaft aber ging eine Belebung derjenigen Wissenschaft aus, für welche Kant nicht blos die Vorbedingungen bestimmt, sondern auch die Anfangsgründe bearbeitet hat: der Rechtswissenschaft. Der Grund für die Rechtslehre war in dem Zusammenhang von Ideen nachgewiesen, welcher historisch wie logisch als die Grundlage des Rechtes gilt, dem System der Sittenlehre.

Aber in diesem Verhältniß der Rechts- zur Sittenlehre lag hinwiederum die große Gefahr für die wissenschaftliche Selbständigkeit der ersteren, nicht freilich in ihrer Existenz, aber in ihrer Methode. Diese Gefahr bezeichnet das sogenannte Naturrecht. Und doch muß es in der sittlichen Natur des Menschen gegründete, daher unwandelbare Prinzipien geben, die unter den historischen Verhältnissen des positiven Rechtes immerdar zur Anwendung ringen werden. Es kann also die innere Selbständigkeit des positiven Rechtes nicht durch die gänzliche Verleugnung alles Naturrechts in jedem Sinne zu behaupten sein. Sollte demnach die Rechtswissenschaft von den Abenteuern des Naturrechts zu einer geschichtlichen Erkenntniß des gewordenen Rechts sich ermannen, dabei aber den Halt an der sittlichen Natur des Menschen nicht verlieren, so war in zwiefacher Hinsicht die philosophische

Belehrung nothwendig. Erstlich mußte theoretisch eine methodische Einsicht gewonnen werden von dem Begriffe, auf dem das Naturrecht von Alters her beruht, dem Nothwendigen oder Apriorischen. Es mußte gelernt werden, daß das a priori niemals und nirgends eine Entlastung und Anticipation des empirischen Forschungsmaterials bedeuten dürfe, daß also die Thatsachen der Rechtsgeschichte als solche nach der Methode der philologisch-historischen Forschung zu ermitteln, auszulegen und systematisch zu ordnen seien. Andererseits war der in der Menschheit nie verlorene, und im Zeitalter Leibnizens am wenigsten vergessene Gedanke zu methodischer Klarheit und Bestimmtheit zu bringen: daß zu den immanenten Thatsachen der Rechtsgeschichte selbst diejenige Idee gehöre, welche den naturrechtlichen Grund aller Rechtsverfassung ausmacht: die Idee der Sittlichkeit, der Freiheit, der Menschheit.

Auch hier konnte von Kant gelernt werden einmal die Methode bei der Erforschung des positiven Rechts, und sodann die Bestimmtheit, in welcher der Zusammenhang und der Unterschied von Recht und Sittlichkeit festzuhalten sei. Die eine Beziehung ist eine abstract logische, die andere eine mehr persönlich ethische; die eine erfordert vorzugsweise den wissenschaftlichen Kopf, die andere zugleich die warme, ganze sittliche Persönlichkeit.

Unter den Männern, welche dem Einflusse Kants sich hingegeben, könnte auch Savigny genannt werden, der, wie aus seinen Briefen an Fries hervorgeht, nicht blos mit Kant sich beschäftigt, sondern einen fundamentalen Punkt mit genialem Blick kritisch berührt hat.[20]) Diejenigen Rechtsgelehrten aber, welche neben Savigny als die hervorragendsten gelten, und von denen der eine sogar vor Savigny die historische Schule begründet hat, haben sich ihr ganzes Leben lang als Kantianer bekannt: Thibaut, Hugo und Feuerbach.

Anton Friedrich Justus Thibaut war zuerst mit seinem Bruder, dem späteren dortigen Mathematiker nach Göttingen ge-

gangen, im folgenden Jahre aber (1793) zog er nach Königsberg. „Der Aufenthalt hier, sagt der Herausgeber seines Juristischen Nachlaßes, war entscheidend für Thibaut's geistige Richtung, denn er wurde erst Zuhörer von Kant, dann sein eifriger Schüler, und endlich der treueste Verehrer des großen Mannes, was er auch bis in seine spätesten Tage geblieben ist."[21] Und auch bei ihm zeigt sich der echte philosophische Einfluß in der gründlichen Specialforschung. Die kritische Philosophie habe in wenigen Jahren das ganze Gebiet der Wissenschaften bebaut, daher entständen die vielen Gegner: aus „dem vorschnellen Anwenden kaum entdeckter Grundsätze".[22] Um diesem Fehler zu steuern, dringt er auf genaue historische Forschung, aber zugleich und zu deren Nutzen selbst auf Philosophie. „Es lassen sich nicht, wie Montesquieu will, Gesetze durch Gesetze, Geschichte durch Geschichte oder beide zugleich aus und durch einander erklären."[23] „Ohne Philosophie giebt es keine vollendete Geschichte, ohne Geschichte keine sichere Anwendung der Philosophie."[24] Das Letztere ist richtig. Bei dem Vordersatze möchte der Ausdruck „vollendet" an Klarheit zu wünschen übrig lassen. Denn die Geschichte hat doch ihr vollkommenes Eigenleben in der Naturkraft der menschlichen Dinge und des Verkehrs der Völker. Es sollte heißen: ohne Philosophie giebt es keine begründete Geschichte. Das ist wirklich sein Gedanke. Denn den zweideutigen Namen des Kantianers ablehnend, sagt er: „Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich verdiente, ein denkender Anhänger des großen Mannes zu heißen, welcher selbst seinen Gegnern ehrwürdig ist." Und so genannt zu werden, verdient er dadurch, daß er die Frage der philosophischen Auslegung des positiven Rechts in der Forderung fixirt hat: daß es eine praktische Vernunft giebt, „daß nichts in der Welt indifferent ist, und daß in dem Menschen kein herrschendes Vermögen weder über noch neben der praktischen Vernunft existirt." Thibaut fordert vornehmlich

deshalb die Philosophie für die Rechtswissenschaft, weil er kämpft um die Erkenntniß des Zusammenhangs von Recht und Sittlichkeit.

Hugo dagegen hat mit schärferem Blick die theoretische Seite der kritischen Methode erfaßt. Auch er ging nach Göttingen, wo er Geschichte bei Spittler, Philosophie bei Feder hörte. Auch hat er eine Abhandlung, die niemals publicirt worden ist, über „Compensation der Empfindungen" damals geschrieben. Nach Lösung einer Preisaufgabe ging er als Prinzen-Erzieher an den Dessauer Hof, wo er mit dem Kriegsschriftsteller General von Berenhorst, mit Basedow, Behrisch und Buttmann zusammen war. In dieser Zeit scheint er seine Kant-Studien absolvirt zu haben. „Und er blieb, sagt ein Schüler über ihn, für immer überzeugt, Kants Lehre enthalte in ihren Prinzipien ein für alle Mal die Wahrheit."[25]) Freilich „nur in den Principien"; sonst wäre er nimmermehr ein echter Kantianer. Die Ausführungen, die Kant selbst macht, erklärt er einsichtig für „Illustrationen". Aus diesem Unterschied erklärt sich sein lebendiges Verständniß des Kantischen a priori. Und somit befestigte sich seine Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit als historischer Rechtsgelehrter. „Wie hat man doch glauben können, eben der Schriftsteller, welcher Platons politischen Ideen mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt als beinahe irgend Jemand (Kritik der reinen Vernunft S. 372), welcher es a priori unentschieden läßt, ob Gütergleichheit oder ob Eigenthum in die Maxime aufgenommen werde (Berlinische Monatsschrift, Dezember 1796) — halte alles das für Metaphysik, was er zur Erläuterung „in zum Theil weitläuftige Anmerkungen bringt" (S. Vorwort S. IV.)" [26]). Und in gleich klarer Einsicht spottet er anderwärts über die falsche Auffassung des a priori: „Wenn das a priori beweisen heißt, . . . so getraue ich mich jeden beliebigen historischen Satz a priori zu beweisen, z. B. das Repräsentationssystem auf dem deutschen Reichstage, woran doch kein vernünftiger Mensch was Apriorisches finden wird"[27]) Und selbst gegen Reinhold weiß er zu sagen: „Wodurch ist der

Theologie im 16. und im 18. Jahrhundert geholfen worden, durch Räsonnement a priori, durch ein System der natürlichen Religion, oder aber durch Geschichte und Quellenstudium? Wurden die Römer etwa deßwegen unser unerreichbares Muster in der Jurisprudenz, weil sie einen richtigeren ersten Grundsatz des Naturrechts hatten, als die andern Völker? Wem verdankt in neueren Zeiten das Studium mehr, den Gelehrten, welche sehr viel alte Literatur damit verbanden, oder denen, welche von dem Grundsatze ausgingen: das Römische Recht sei das bloße Naturrecht, und Alles lasse sich aus den Begriffen herausdemonstriren?"[28]) In der Betonung des Rechts der Forschung erkennen wir den Kantianer, der als solcher der Begründer der historischen Rechtsschule geworden ist.

Endlich haben wir den Begründer der Strafrechtswissenschaft, Anselm Feuerbach als Kantianer zu verzeichnen, obschon auch er, wie Thibaut, gegen die verdächtige Bedeutung dieses Anerthums sich verwahrt. „Möchten doch alle Interpreten dieses großen Mannes, sagt er von Kant, die Maximen beobachten welche Lessing in seiner Dramaturgie in Beziehung auf Aristoteles anempfiehlt."[29]) Als echter Anhänger Kants kämpft auch Feuerbach für die selbständige Forschung innerhalb seiner Wissenschaft. Diese Selbständigkeit erklärt und bestimmt er genauer und klarer als Thibaut, auf den er sich bezieht.[30]) Die positive Gesetzgebung und jeder Fortschritt ihrer Verbesserung sei zwar nichts Geringeres, als „Versuch und Fortschritt in der Darstellung und Realisirung des Vernunftgesetzes der Gerechtigkeit".[31]) Aber um rechtliche Geltung zu erlangen, um das „Allgemeingültige" zu einem „Allgemeingeltenden" zu machen, muß das Positive erkannt werden als „Ausfluß eines höchsten Willens, der juridisch als der Wille Aller beobachtet werden muß." „Als Mensch und philosophischer Denker ist der Bürger Richter über die Gesetze des Staates; aber als Bürger ist er nur ihr Sklav." Hierin spricht der Schüler des Kantischen Staats-

rechts, welches nicht verstanden werden kann ohne genauestes Einvernehmen mit der systematischen Bedeutung seiner Termini.

So wahrt Feuerbach die Selbständigkeit der Rechtsquellen, für deren historische Erforschung er als ein begeisterter Humanist auf das „idealische Reich des classischen Alterthums" hinweist. So wahrt er denn auch die Selbständigkeit der rechtlichen Begriffe, in deren Bearbeitung und Erzeugung der Rechtsgelehrte nicht nur vom Philosophen, sondern auch vom Gesetzgeber unabhängig sei. „Wenn nun also der Rechtsgelehrte, sofern er das Recht wissenschaftlich darstellen soll, die rechtlichen Voraussetzungen durch wissenschaftliche Begriffe selbst bestimmen muß, wie ist dieses anders als dadurch möglich, daß er in die Grenzen der Wissenschaft eingeht, in welcher jene Voraussetzungen und Begriffe ihren Sitz haben? Mathematische Voraussetzungen muß er durch Hülfe der Mathematik, naturwissenschaftliche durch die Naturwissenschaft, historische durch die Geschichte bestimmen. Aber die allermeisten und allerwichtigsten rechtlichen Voraussetzungen haben ihren Sitz in der Philosophie des Rechts: also muß der Rechtsgelehrte mit philosophischem Geiste in das Reich der philosophischen Rechtslehre hinüber, um da die Objecte seiner Wissenschaft zu erkennen, und sodann als Logiker zu bestimmen." Solche „Bedingungen ihrer Möglichkeit und Wirklichkeit" bilden den allgemeinen Theil der Rechtswissenschaft, auch im peinlichen Recht.

In diesem allgemeinen Theil liegt der Reform-Charakter der Rechtswissenschaft. „Es folgt nämlich, daß der Rechtsgelehrte als Bearbeiter seiner Wissenschaft verpflichtet sei, auch die Lücken der Gesetzgebung, die Theile der Rechtssphäre, bis zu welchen das Positive nicht ausreicht, mit sorgsamem Fleiße aufzuspüren, und sodann als ein Stellvertreter des Gesetzgebers zu bestimmen, was von diesem unbestimmt gelassen worden ist. Und dieses erreicht er nur durch allgemeine Grundsätze, die, weil sie

weder aus der Gesetzgebung geschöpft, noch durch sie gerechtfertigt werden können, rein philosophisch und insofern höchst allgemein, aber freilich, weil nicht der Mund des Gesetzgebers sie geheiligt hat, nicht absolut geltend sind, sondern als Gegenstände freier Untersuchung, in Absicht ihrer Wahrheit und praktischen Gültigkeit von jedem Denker in Anspruch genommen werden dürfen." Der Rechtsgelehrte soll mehr sein, als ein bloßer Rechtsgelehrter; er soll die Gesetzgebung vorbereiten: aber „wer ist der Lehrer des Gesetzgebers?" „Der empirische Rechtsgelehrte weiß nichts, als was da ist, umbekümmert um das was da sein soll." Also der Metaphysiker? „Erfände er nur nicht seine Gesetze oft für — Utopia. Also nur der Rechtsgelehrte, aber nur der philosophische Rechtsgelehrte ist zum Rathgeber für den Gesetzgeber des Staats berufen."[32]) In solcher Ansicht ist Anselm Feuerbach zu dem Gesetzgeber des bayerischen Kriminalrechts erwachsen. Und so sehen wir auch bei diesem Forscher des Rechts und der Gerechtigkeit wissenschaftliche Strenge und Tiefe mit sittlichem Eifer verbunden.

Es darf nicht unsere Absicht sein, weder hier, noch liegt es überhaupt in unserer Aufgabe, in der Charakteristik dieser Beziehungen Vollständigkeit zu erstreben. Möchte der flüchtige Blick, mit dem wir uns an die Gebiete verschiedenster Wissenschaften herangewagt haben, den großen Goethe'schen Satz beleuchten können: „daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe."[33])

Indessen nicht allein der wissenschaftlichen Erfahrung war Kants Genius gewidmet. „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung . . . Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir."[34]) Man möchte denken, die Kritik der Erfahrung hätte allenfalls ein Menschenalter noch auf sich warten lassen können. Aber die Grundlegung der Sittenlehre kam wie das Heilmittel vor der

Wunde. Die Revolution der sogenannten Menschenrechte hatte dem deutschen Humanitätsgeschlecht die Wahrheit schmerzlich fühlbar gemacht: daß echtes Weltbürgerthum nur von dem festen Grunde heiliger Vaterlandsliebe sich aufschwingen könne. Man hätte es aber schon bei Rousseau lernen sollen, daß der nicht die Menschheit liebt, der sein Volk nicht als sein Volk liebt. Tel philosophe aime les Tartares, pour être dispensé d'aimer ses voisins.

Diese natürliche Liebe zu Volk und Vaterland war um jene Zeit durch den corsischen Frevler, den Verächter der „deutschen Ideologen" in Gewissensnoth getrieben worden. Doch nicht allein die Begeisterung des ganzen Volkes war der Wiederhall der großen Lehre von der Pflicht; sondern unter den Ersten und Edelsten, die an der Neugestaltung unseres Staates gearbeitet haben, dürfen wir Schüler Kants ansprechen. Man glaubt sagen zu dürfen, daß jene Ostpreußen sämmtlich vom Kantischen Geiste erzogen waren. Bekannt ist die Begeisterung des Oberpräsidenten von Schön für seinen Lehrer und dessen Lehre. Aber es dürfte noch werthvoller befunden werden, daß der General von Boyen, der Schöpfer des preußischen Wehrgesetzes, Kants persönlicher Schüler gewesen ist.

Es versetzt in eine erbauliche Stimmung, die unmittelbare Einwirkung des Weltweisen auf diesen Kriegsmann zu gewahren. Es ist, als ob sich der Spruch Platons in jener großen Zeit hätte verwirklichen sollen. In einer Abhandlung vom Jahre 1799 „über die militärischen Gesetze"[35]) spricht der Kantische Geist nicht minder aus den schönen schlichten und markigen Sätzen, wie aus dem Inhalt und dem Grundgedanken, der eben kein anderer ist, als: den Soldaten auch in den Strafen als „Vernünftiges Wesen" zu behandeln. Freilich kann nicht durch „Vernunftgründe" allein der Todestrotz, das erste Erforderniß eines guten Soldaten bewirkt, also muß „Ehre in dem Busen des Soldaten geweckt werden" Schande muß der Gegenstand der Furcht vor der

Strafe sein. Es ist beachtenswerth, daß Boyen so gut kantisch ist, die Ehre selbst nur als eine pathologische Triebfeder zu denken. In dem Gesetze soll der gute Wille erzogen werden. „Dasjenige Heer wird die beste Disciplin haben, welches die vollständigste und menschlichste Gesetzgebung hat." Auch die vollständigste ist anzustreben; denn: „Je weniger man eigenmächtig entscheiden darf, desto mehr hat man Zeit, über die Befolgung der Gesetze zu wachen." „Ein Bataillon guter Menschen nützt mehr, als ein Regiment falstaffischer Rekruten." „Den Verfasser belebt das schöne Bewußtsein, daß seines Vaterlandes Heere zuerst das Beispiel einer menschlicheren Behandlung der Soldaten an Europa gaben und daß wir unter einem Könige leben, der für alles (mögliche) Gute, Gefühl und Kraft hat." Dieses Mögliche stammt aus der Construction der „möglichen Erfahrung." Unser Kaiser hat am 31. März 1871 das Andenken dieses Edlen durch das Wort gefeiert, daß er „oft und lange verkannt worden" sei.

Endlich fügte es ein glückliches Geschick, daß ein schlichter aber wissenschaftlicher Mann durch Friedrich Wilhelm' II. Bewilligung nach Königsberg zu Kant geschickt wurde,[36]) dem für die Tradition der Kantischen Philosophie eine große Rolle zufiel. Kiesewetter ward unter Scharnhorst Professor der Mathematik und Philosophie an der Militairacademie, an welcher er zugleich mit dem ihm Kantisch gleichgesinnten Physiker Ernst Gottfried Fischer zusammen wirkte, der in mehreren Werken zur Mathematik wie zur mechanischen Naturlehre ein fruchtbares Verständniß Kants bekundet. Zu deren Schülern nun gehörte der Kriegsgelehrte, der Scharnhorst's wie Gneisenau's nächster Freund war, der General von Clausewitz.

Es könnte einer Aufklärung zu bedürfen scheinen, daß jene preußische Schule mit ihrem heiligen Kriegsmuth an ihrem großen Lehrer darüber nicht irre wurde, daß dieser die „elf Kegel" vom ewigen Frieden auf einmal warf. Indessen jene großen Idealisten an der Wende des Jahrhunderts hefteten ihren

Blick auf die Principien; für die Ausführung der Aufgaben, die der Tag, das Zeitalter und das Menschenloos stellen, erzog sie die Schule der Erfahrung, die zu nutzen die Principien sie gelehrt hatten. Und bei einer genaueren Erwägung dürfte es vielleicht nicht gezwungen scheinen anzunehmen, daß aus jenem sittlichen Ideale der wissenschaftliche Grundgedanke von Clausewitz entsprungen sei: den Krieg als einen Theil der Staatskunst darzustellen.

Man kann in der That in dem Werke „Vom Kriege" nicht lesen, ohne bei allen methodischen Grundfragen von Kantischem Geiste sich angehaucht zu fühlen. In dem Abschnitt mit der Ueberschrift „Methodismus" unterscheidet Clausewitz Gesetz, Grundsatz, Regel, Vorschrift und Methode. Darauf folgt das Kapitel von der Kritik. „Derselbe Geist analytischer Untersuchung, welcher die Theorie schafft, soll auch das Geschäft der Kritik leiten. . . Alle positiven Ergebnisse der theoretischen Untersuchung, alle Grundsätze, Regeln und Methoden ermangeln der Allgemeinheit und absoluten Wahrheit um so mehr, je mehr sie zur positiven Lehre werden. Sie sind da, um sich beim Gebrauch anzubieten, und dem Urtheil muß es immer überlassen bleiben, ob sie angemessen sind oder nicht. Solche Resultate der Theorie darf die Kritik niemals als Gesetze und Normen zum Maßstabe gebrauchen, sondern nur als das, was sie auch dem Handelnden sein sollten, als Anhalt für das Urtheil."[37]) Die Bedeutung von Clausewitz als Kriegstheoretiker wird in die Befreiung des strategischen Genius von dem Zwang der Formeln gesetzt; das will sagen: in die Durchführung des Unterschiedes vom bestimmenden und reflectirenden Urtheil, oder auch von constitutivem Grundsatz und regulativer Maxime. Und wie aus der Kritik der Urtheilskraft ausgeschrieben muthet der Satz an, mit dem Clausewitz gegen die alte Ansicht auftritt: „Was das Genie thut, muß gerade die schönste Regel sein, und die Theorie kann nichts bessres thun, als zu zeigen, wie und warum es so ist."

In solcher Ansicht spricht der Schüler Kants, auch wenn wir nicht bei ihm lesen könnten, daß „jedes System, jedes Lehrgebäude die beschränkende Natur einer Synthesis hat."[38])

Ebenso aber, wie dieser Gelehrte überhaupt nach einer kritischen Theorie forscht, „da der Wirbel der Meinungen, der sich um keinen ersten Punkt drehte, dem menschlichen Geiste eine widerwärtige Erscheinung sei", so hat er auch die „moralischen Größen", die „moralischen Hauptpotenzen" in die Theorie des Krieges eingeführt. „Es ist doch eine armselige Philosophie, wenn man nach alter Art seine Regeln und Grundsätze diesseit aller moralischen Größen abschließt, und so wie diese erscheinen, die Ausnahmen zu zählen anfängt, die man dadurch gewissermaßen wissenschaftlich constituirt, d. h. zur Regel macht. Wenn die Theorie der Kriegskunst wirklich auch weiter Nichts thun könnte, als daß sie an diese Gegenstände erinnert, daß sie die Nothwendigkeit darthut, die moralischen Größen in ihrem ganzen Werth zu würdigen, und in die Rechnung mit aufzunehmen: so hätte sie ihre Grenzen schon über dieses Reich der Geister ausgedehnt, und durch die Feststellung dieser Gesichtspunkte Jeden im Voraus verurtheilt, der sich blos mit dem physischen Verhältniß der Kräfte vor ihrem Richterstuhl rechtfertigen wollte."[39]) So spricht der herrliche Denker, der in seinem kritischen Glauben an das „Reich der Geister" an der Erhebung der Nation als einer der Führenden gearbeitet und gelitten hat. In der Voraussicht eines neuen Krieges mit Frankreich hat er als ein Vermächtniß den Satz geschrieben: „Wir aber, wir Deutschen alle müssen gefaßt sein, diesem Dämon zu begegnen, und dazu bedürfen wir die Kraft eines edeln Selbstgefühls, also neben der Treue gegen unsere Fürsten, gegen unser Vaterland, auch die Treue gegen uns selbst"[40]).

Wir schließen unsere Betrachtung bei der Wiederkehr des Tages, an welchem unser Kaiser vor zwölf Jahren nach Berlin heimgekehrt ist, mit dem Worte, welches neuerdings über den

edeln Clausewitz gesprochen ward: „Heute wird die höhere wissenschaftliche Anschauung im Deutschen Heere durch ihn bestimmt; die Feldzüge von 1866 und 1870—71 sind in seinem Sinne gedacht und geführt worden".[41])

Diese Erinnerungen aus der Geschichte unseres Heerwesens zeigen die innere Verbindung, die zwischen Wissenschaft und Leben, und zwar nicht nur im technischen Sinne bei uns besteht, und — so dürfen wir hoffen — immerdar bestehen wird. Es ist die erste Aufgabe unserer Universitäten, daß sie die Würde der Wissenschaft heilig halten; daß sie die Nation ermahnen, die selbständige wissenschaftliche Forschung als eine sittliche Lebensbedingung zu achten und zu hüten. Wir wissen Königs Geburtstag nicht besser zu ehren, als indem wir die academische Jugend zu ernster Arbeit aufrufen, und der geleisteten an diesem Tage Lob spenden. Daher verkünden wir am Kaisertage unsere Preisaufgaben und erstatten Bericht über die Erfolge derselben.

Mögen diese Aufgaben unsere Commilitonen an ihre Pflichten als academische Bürger erinnern, in deren Erfüllung sie sich für ihre Pflichten als Staatsbürger rüsten.

In Pflichtgefühl und Dankbarkeit wollen wir Alle diesen staatlichen Weihetag feiern. In Ehrfurcht und Treue wollen wir unsere huldigenden Segenswünsche unserem Kaiser darbringen: daß das neue Lebensjahr Ihm vergönne, Freuden zu ernten in Seinem Kaiserlichen Hause; daß auch fürderhin jedes Jahr in dem Kranze Seines reichgesegneten Lebens als ein ruhm- und ehrenvolles verzeichnet werde in der Geschichte Preußens und des Deutschen Vaterlands. Möge es dem erhabenen Fürsten beschieden sein, zu idealen Aufgaben die Nation zu erziehen und zu der Achtung und Liebe von Wahrheit und Gerechtigkeit allesammt

zu einigen. Möge in Seinen Tagen der Spruch Boyen's sich immer herrlicher für das ganze deutsche Volk erfüllen:

„Der Preußen Losung ist die Drei — Recht, Licht und Schwert“.

Seine Majestät, unser Allergnädigster König, der Deutsche Kaiser Wilhelm lebe hoch!

Anmerkungen.

[1]) Seite 7. Brief 21. vom 28. Oktober 1794.

[2]) Seite 7. Schriften. Bd. 9, S. 153.

[3]) Seite 10. Tag- und Jahreshefte. Werke Ausg. Hempel. Bd. 27. S. 311 ff.

[4]) Seite 12. Bedenken und Ergebung. Bd. 50, S. 60. „Endlich finden wir bei redlich fortgesetzten Bemühungen, daß der Philosoph wohl möchte Recht haben, welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völlig congruire, aber wohl zugiebt, daß Idee und Erfahrung analog sein können, ja müssen."

[5]) Seite 14. Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, zweite Ausg. 1876. S. 21.

[6]) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, 1838. Bd. I, S. 55; vgl. Bd. II, S. 386 über den Respect.

[7]) Seite 15. Th. Wilh. Danzel, Gesammelte Aufsätze, herausgegeben von Otto Jahn 1855, S. 88. „Den Juden gab er ein Vaterland, den Anderen suchte er zu Gemüthe zu führen, was ein Vaterland überhaupt sei. Der Gegenstand seines lebhaften jüdischen Nationalgefühls hatte sich verändert, aber das Gefühl war dasselbe geblieben und dieses wünschte er auch in den übrigen Deutschen zu erwecken. M. Mendelssohns WW. Bd. IV, 1, S. 262. So mögen 1757 Wenige gesprochen haben. Eine ähnliche Aeußerung Bd. V, S. 407."

[8]) Seite 18. Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung. 2. Aufl., Bd. I, S. 431.

[9]) Seite 19. Wilhelm von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik von R. Haym. S. 446.

[10]) Seite 19. Otto Jahn, Biographische Aufsätze. S. 105.

[11]) Seite 20. Ebenda S. 99.

[12]) Seite 20. Gotfried Hermann, zu seinem hundertjährigen Geburtstage von H. Köchly 1874, S. 297 ff.

[13]) Seite 20. Otto Jahn, S. 101.

[14]) Seite 21. B. G. Niebuhr, Lebensnachrichten. Bd. I, S. 42; vgl. Bd. II, S. 32.

[15]) Seite 21. Ebenda I, S. 47.

[16]) Seite 21. Ebenda S. 55; vgl. 60, 64, 65, 66, 68.

[17]) Seite 21. Ebenda S. 100.

[18]) Seite 22. Ebenda S. 222 ff.

[19]) Seite 22. Ebenda S. 417 über Baader; vgl. S. 401, 403.

[20]) Seite 24. Jacob Friedrich Fries. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von Ernst Ludwig Theodor Henke. 1867, S. 296, f. „Ich werde nie vergessen, wie sehr ich bei meiner allerersten Bekanntschaft bekümmert war, das Sittengesetz in meinem Bewußtsein — nicht zu finden; der Kummer ist von mir gewichen, und es ist noch die Einsicht hinzugekommen, daß die Sache da gar nicht zu suchen sei."

[21]) Seite 25. Thibaut's Juristischer Nachlaß, herausg. von Carl Julius Guyet. Bd. I, XVIII; vgl. Preuß. Jahrb. 1880. Bd. 45. S. 474.

[22]) Seite 25. Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts. 1798, 2. Aufl. 1817. „Ueber den philos. Einfluß auf die Auslegung der positiven Gesetze." S. 126.

[23]) Seite 25. Ebenda S. 136; vgl. S. 132, 135.

[24]) Seite 25. Ebenda S. 174.

[25]) Seite 26. O. Mejer, Preuß. Jahrb. 1879, Bd. 44. S. 475.

[26]) Seite 26 Hugo, Civilistisches Magazin. Bd. III, S. 93.

[27]) Seite 26. Ebenda Bd. II, S. 230.

[28]) Seite 27. Ebenda Bd. I, S. 11.

[29]) Seite 27. Anselm Feuerbach, Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinlichen Rechts. 1799, S. 35; vgl. S. 320.

[30]) Seite 27. Ebenda S. 79.

[31]) Seite 27 Philosophie und Empirie in ihrem Verhältniß zur positiven Rechtswissenschaft. Antrittsrede. Landshut 1804. S. 26 f.

[32]) Seite 29. Ebenda S. 30, 57—58, 83—84, 88, 90, 92—94; vgl. Biographischer Nachlaß, herausgeg. von Ludwig Feuerbach, 2. Aufl., Bd. I, S. 51.

[33]) Seite 29. Ueber Winckelmann. Bd. 28, S. 220.

[34]) Seite 29. Beschluß der Kritik der praktischen Vernunft.

[35]) Seite 30. Jahrbücher der preußischen Monarchie. 1799. Bd. III, S. 118—125; vgl. Allgem. Deutsche Biographie.

[36]) Seite 31. Joh. Gottfr. Christian Kiesewetter, Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie. 3. Ausgabe von Flittner; Biographie XVI.

[37]) Seite 32. Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz, Bd. I, S. 157.

[38]) Seite 33. Ebenda S. 116.

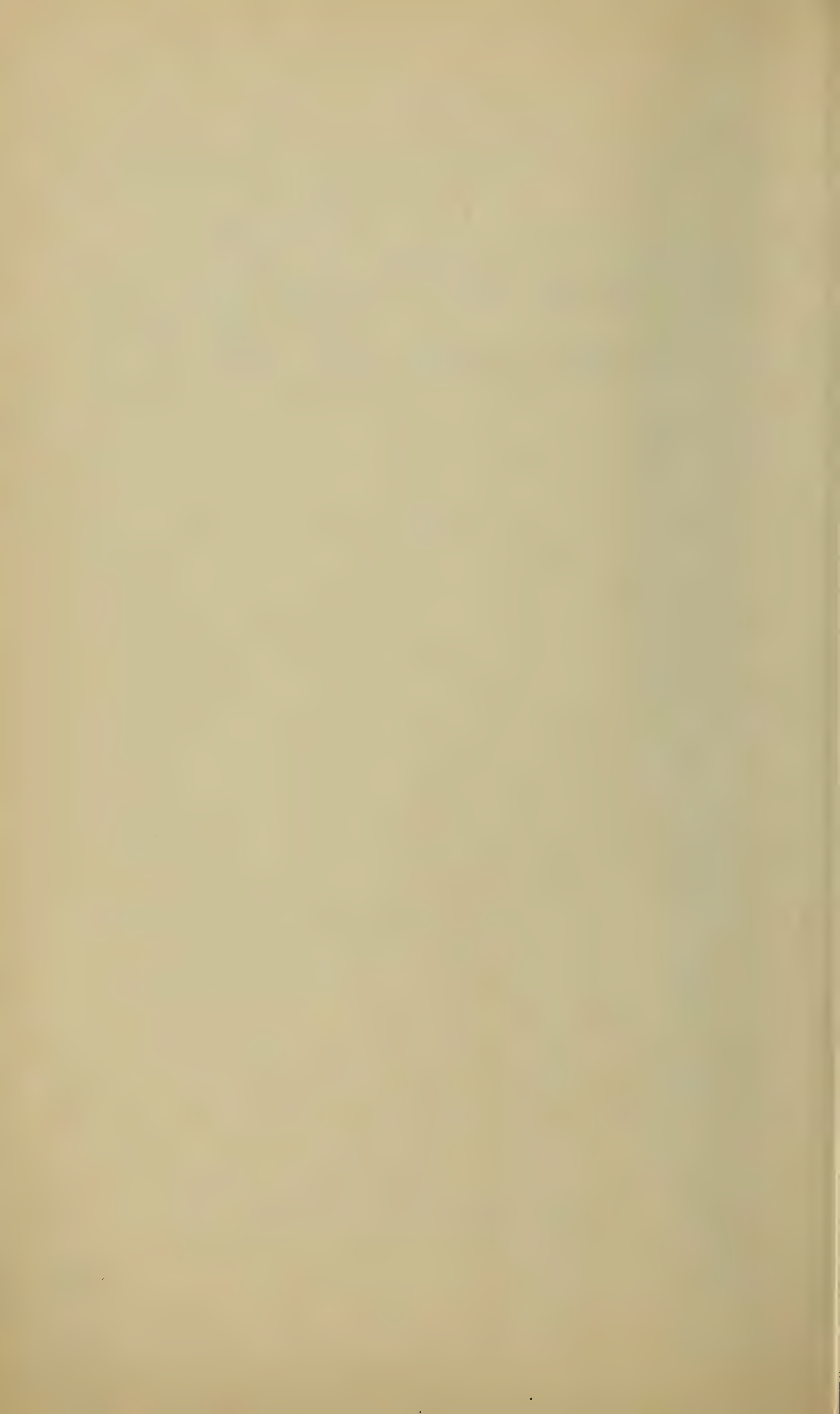
[39]) Ebenda Seite 211.

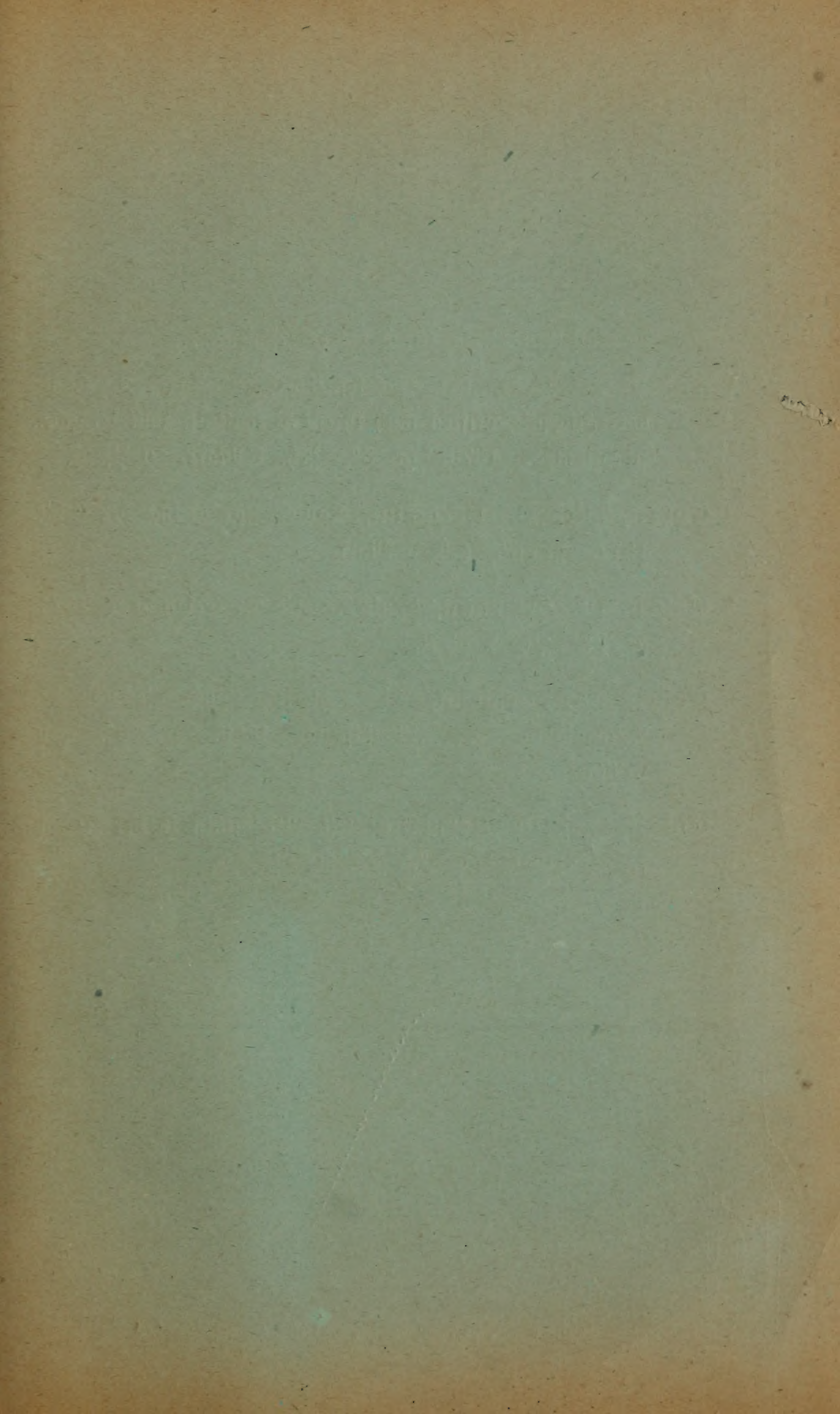
[40]) Seite 33. Carl Schwartz, Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl, in Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und andern Schriftstücken. 1878. Ferd. Dümmler, Bd. II, S. 417.

[41]) Seite 34. Oberst von Meerheimb, Vortrag über „Carl von Clausewitz". S. 16—23; vgl. Schwartz, Bd. II, 509.

Druck von J. H. Harrwitz' Nachfolger, Lindenstr. 69.







In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Cohen, Dr. **Hermann**, Die systematischen Begriffe in Kants vorkritischen Schriften nach ihrem Verhältniß zum kritischen Idealismus. 1873. gr. 8⁰. geh. 1 Mark. 20 Pf.

Cohen, Prof. Dr. **Hermann**, Kants Begründung der Ethik. 1877. gr. 8⁰. geh. 6 Mark.

Cohen, Dr. **Hermann**, Kants Theorie der Erfahrung. 1871. gr. 8⁰. geh. 5 Mark.

Cohen, Dr. **Hermann**, Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins. 1869. gr. 8⁰. geh. 2 Mark.

Cohen, Prof. Dr. **Hermann**, Ein Bekenntniß in der Judenfrage. 1880. gr. 8⁰. geh. 50 Pf.

Druck von J. Harrwitz' Nachfolger, Berlin, Lindenstraße 69.

